

Jürgen Moltmann

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Über eine Kultur des Lebens in den tödlichen Gefahren dieser Zeit

Zusammenfassung

In diesem Aufsatz spricht Jürgen Moltmann über eine Kultur des Lebens angesichts der tödlichen Gefahren unserer Zeit. Er errörtert, dass wir in einer Welt leben, die vom Terror des Krieges, vom Terrorismus der Selbstmordattentätern und vom nuklearen Selbstmord geprägt ist. Es gibt darüber hinaus eine soziale Ungerechtigkeit und die „ökologische Weltvernichtungsfalle“. Eine der zentralen Fragen lautet: Gibt es eine „Pflicht zum Dasein“ bzw. eine „Pflicht zur Zukunft“? Moltmann weist dabei auf die Interdependenz von sozialer Gerechtigkeit und den Frieden in der Gesellschaft hin. Im Kontext der ökologischen Krise ist nur eine Umweltbewusste Gesellschaft überle-



Prof. Dr. Dr. h.c. mult.
Jürgen Moltmann ist emeritierter Professor für Systematische Theologie an der Eberhard - Karls - Universität Tübingen, Deutschland

bensfähig. Durch die Erfahrung der Nähe Gottes kann man sich eine Kultur des Lebens aneignen, die das Leben trotz der Gefahren unserer Zeit bejaht.

Schlagwörter

Kultur des Lebens, Terrorismus, ökologische Krise, Hoffnung, soziale Gerechtigkeit, Biozentrik

Einleitung

Ich möchte über das sprechen, was mich seit langem am meisten bewegt:

- Eine Kultur des Lebens, die der Barbarei des Tötens überlegen ist;
- eine Liebe zum Leben, die den Zerstörungen unserer Lebenswelt widersteht;
- ein Vertrauen in die Zukunft, das die Verzweiflung und den Fatalismus überwindet.

Warum? Weil ich mit dem Dichter Friedrich Hölderlin glaube:

„Wo aber Gefahr ist,
wächst das Rettende auch.“

Wir wollen sehen, ob und wie weit diese Hoffnung trägt, wenn wir die Möglichkeiten einer Kultur des Lebens angesichts der realen Vernichtungen, die uns und unsere Welt bedrohen, erkunden. Ich beginne mit den Gefahren und antworte im zweiten Teil mit den Dimensionen einer lebensfähigen und im wörtlichen Sinne lebenswürdigen Welt. Am Schluss komme ich auf den ersten Vers des Gedichtes von Hölderlin zurück:

„Nah ist und schwer zu fassen der Gott“.

I. Der Terror des universalen Todes

1 Das ungeliebte Leben

Das menschliche Leben selbst ist heute in Gefahr. Es ist nicht in Gefahr, weil es vom Tod bedroht ist. Das war unser sterbliches Leben immer. Es ist in Gefahr, weil es nicht mehr geliebt wird. Nach dem 2. Weltkrieg stellte der französische Dichter Albert Camus fest: „Es ist das Geheimnis Europas, dass es das Leben nicht mehr liebt“.

Das stimmt. Ich erinnere mich mit nicht endendem Erschrecken. Meine Generation wurde in einen mörderischen Krieg geschickt, in dem es nicht mehr um Sieg und Frieden ging, sondern nur noch um das Töten. Die Überlebenden erfuhren 1945 das Ende dieses Terrors. Wir waren an den Tod so sehr gewöhnt, dass uns das Leben egal war, weil es sinnlos gemacht worden war.

Das 20. Jahrhundert war ein Jahrhundert des staatlichen Terrors von oben, der Massenvernichtungen und der Massenerschießungen.

Das 21. Jahrhundert begann im Zeichen des privaten Terrors, des wahllosen Tötens möglichst vieler Menschen durch die Selbstmordattentäter. In den Terroristen des 21. Jahrhunderts begegnet uns eine neue, erschreckende „Religion des Todes“. „Eure jungen Leute lieben das Leben“, sagte der Mullah Omar von den Taliban in Afghanistan zu Journalisten, „unsere jungen Leute lieben den Tod“. Nach dem Massenmord in Madrid am 11. März 2004 fand man Bekennerschreiben des gleichen Inhalts: „Ihr liebt das Leben, wir lieben den Tod“. Ein Deutscher, der zu den Taliban nach Afghanistan ging, erklärte: „Wir wollen nicht siegen, wir wollen töten und getötet werden“. Warum? Ich denke, weil Töten Macht ist und der Terrorist fühlt sich als Gott über Leben und Tod. Das ist auch das Geheimnis der verrückt gewordenen Schüler, die in den USA und in Deutschland plötzlich wahllos ihre Mitschüler und Lehrer erschießen und

zuletzt Selbstmord begehen. Für einen Augenblick der Todesmacht opfert man das eigene Leben.

Diese Liebe zum Tod gab es in Europa schon einmal: „Viva la muerte“, rief ein alter faschistischer General im spanischen Bürgerkrieg: „Es lebe der Tod“. Die deutschen SS-Einheiten hatten im 2. Weltkrieg den Spruch: „Den Tod geben, den Tod nehmen“ und trugen als Symbol den „Totenkopf“. Einen Liebhaber des Tötens kann man nicht abschrecken und auch nicht bestrafen. Er hat den Schrecken gebrochen, er will den Tod, den der anderen und den eigenen.

Hinter dieser privaten, terroristischen Oberfläche lauert eine größere politische Gefahr: Alle Friedens-, Abrüstungs- und Atomwaffensperrverträge haben eine selbstverständliche Voraussetzung: Den Überlebenswillen aller Teilnehmer. Was aber geschieht, wenn ein Teilnehmer nicht überleben will, weil er an Stelle seines Lebens den Tod liebt, wenn er mit seinem Tod diese ganze, verdorbene, gottlose Welt mit sich in den Abgrund reißen kann? Bis heute haben wir es nur mit einem internationalen Netzwerk von Selbstmordattentätern und einzelnen todeswütigen Schülern zu tun. Was aber geschieht, wenn eine ganze Nation, die im Besitz von ABC-Waffen ist, nicht überleben, sondern in den Tod gehen will, wenn sie damit diese „böse Welt“ oder jene „ungläubige Welt“ zerstören kann, oder wenn sie so in die Enge getrieben wird, dass sie jede Hoffnung fahren lässt?

Abschreckung funktioniert nur, wenn auch der Gegner überleben will. Wem aber das eigene Leben gleichgültig geworden ist, der hat den Schrecken der Abschreckung gebrochen. Wer aus religiösen Gründen überzeugt ist, sich selbst zum Opfer bringen zu müssen, um die Welt zu erlösen, kann nicht mehr mit dem Tod bedroht werden. Wer den großen Krieg will, auch wenn er selbst daran zugrunde geht, ist jenseits jeder Abschreckung.

Die Attraktion der Vernichtung einer als „morsch“, als verdorben oder als gottlos angesehenen Welt kann offensichtlich zu einem universalen Todeswunsch werden, dem

das eigene Leben geopfert wird. Der „Tod“ wird dann zu einer faszinierenden Gottheit mit der Lust am Untergang. Diese „Religion des Todes“ ist der reale Feind jeder Liebe zum Leben, jeder Bejahung des Daseins, jedes Lebenswillens.

2 Das nukleare Selbstmordprogramm

Hinter dieser gegenwärtigen politischen Gefahr für das gemeinsame Leben der Völker steht immer noch eine ältere Drohung im Raum: Als die Atombomben erfunden und im August 1945 auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen wurden, endete nicht nur der 2. Weltkrieg, das ganze Menschengeschlecht trat auch in seine Endzeit ein. Das ist ganz unreligiös gemeint: Endzeit ist das Zeitalter, in dem das Ende der Menschheit jederzeit möglich ist.

Durch die Möglichkeit eines großen Atomkriegs wurde das Menschengeschlecht im Ganzen sterblich. Den nuklearen Winter nach einem großen Atomkrieg kann kein Mensch überleben. Zwar ist seit dem Ende des Kalten Kriegs 1989 ein großer Atomkrieg zur Zeit nicht sehr wahrscheinlich, aber es stehen immer noch riesige Arsenale mit Atom- und Wasserstoffbomben in den USA, Russland, China, England, Frankreich, Indien und Pakistan und nicht zuletzt in Israel zur Selbstvernichtung der Menschheit bereit. Denn „wer zuerst schießt, stirbt als Zweiter“. Das war die „mutual assured destruction“. Das ist heute ein latentes, aber stets präsentestes Selbstmordprogramm der Menschheit, das viele vergessen haben, weil es aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt worden war, bis kürzlich Präsident Obama in Prag das Ideal einer „atomwaffenfreien Welt“ wieder belebte und in neue Abrüstungsverhandlungen mit Russland eintrat und Nordkorea mit Atombomben Südkorea und Japan bedrohte. Da wurde es vielen wieder bewusst: Es hängt wie ein dunkles Schicksal über der Menschheit, und wir spüren seine Wirkungen auf das

öffentliche Bewusstsein in dem, was die Amerikaner „nuklear numbing“ nennen: nukleare Betäubung und Vergessenheit.

3 Das soziale Verelendungsgefälle

Eine allgegenwärtige Beeinträchtigung des Lebens liegt in der sozialen Verelendung. Seit mehr als 40 Jahren hören wir immer wieder und überall die Klage darüber, dass trotz aller politischen Bemühungen „die soziale Schere zwischen Reich und Arm“ immer weiter auseinander klappt. Nicht nur in den armen Ländern der Dritten Welt beherrscht eine kleine reiche Oberschicht die Massen der Armen, auch in den Demokratien der Ersten Welt nehmen die Abstände zwischen millionenschweren Managereinkommen und Hartz-4-Empfängern, Arbeitslosen und Arbeitsunfähigen groteske Züge an. Demokratie aber gründet nicht nur in der Freiheit ihrer Bürger und Bürgerinnen, sondern auch in deren Gleichheit: Ohne soziale Gerechtigkeit in den Lebenschancen und der Vergleichbarkeit der Lebensverhältnisse stirbt das Gemeinwohl und damit zerfällt auch der Zusammenhalt einer Gesellschaft. Das Vertrauen geht verloren.

Seit den demokratischen Revolutionen in England, Amerika und Frankreich ist der Ausgleich zwischen individueller Freiheit und sozialer Gleichheit die politische Aufgabe in den europäischen Staaten. Nach der Deregulierung der Wirtschaft und der Finanzen durch die amerikanische Politik und alle, die ihr folgten, sind die Missverhältnisse zwischen Freiheit und Gleichheit für viele Menschen in unseren Staaten lebensgefährlich geworden, weil sie in die Ohnmacht und die Armut geführt werden. Ein politisch, d. h. durch das Gemeinwesen, nicht mehr kontrollierbarer Kapitalismus wird demokratiefeindlich, weil er den Gemeinsinn einer Gesellschaft zerstört. Wir befinden uns auf sozial abschüssigem Gelände. Die auf der sozialen Leiter absteigen, spüren die Angst. In der modernen Konkurrenzgesellschaft fallen die Verlierer und steigen die Gewinner auf,

„and the winner takes it all“. Die Lebensangst, es nicht zu schaffen, wird zur Existenzangst moderner Menschen. Doch ist die Angst eine gute Antriebskraft für das Leben, für Arbeit und Glück?

4 Die ökologische Weltvernichtungsfalle

Im Unterschied zu jener atomaren Bedrohung ist der Klimawandel nicht mehr nur eine Gefahr, sondern eine schon beginnende Katastrophe. Sie ist nicht nur latent vorhanden, sondern im öffentlichen Bewusstsein sehr präsent. Sie ist genauso eingetreten, wie sie von Dennis Meadows und der Studie des Club of Rome „Grenzen des Wachstums“ 1972 angekündigt worden ist. Doch das öffentliche Bewusstsein hinkt der Erkenntnis der realen Entwicklung hinterher. Warum ist das so?

Erhard Eppler hat wohl Recht mit seiner ironischen Bemerkung: Die einen wissen nicht, was sie tun, und die anderen tun nicht, was sie wissen. Wider besseres Wissen ist auch in Deutschland zu wenig geschehen und was geschieht, kommt immer etwas zu spät. Warum? Ich vermute: Weil trotz der aufgewiesenen natürlichen „Grenzen des Wachstums“ die Ideologie des permanenten „Wachstums“ ungebrochen weiter verkündet wird, um mit diesem Versprechen die sozialen Probleme zu lösen.

Die Biosphäre des Planeten „Erde“ ist jedoch unser begrenzter Lebensraum. Die Globalisierung der menschlichen Zivilisation hat ihre Grenzen erreicht und beginnt, die Lebensbedingungen im Lebensraum der Erde nachhaltig zu verändern. Jahr für Jahr sterben die schwächeren Tier- und Pflanzenarten aus. Die Luftverschmutzung zerstört die Ozonschicht und heizt das Klima auf, es schmelzen die Eiskappen an den Polen, der Meeresspiegel steigt, die Wüsten wachsen usw. usw. Wir wissen das alles, aber wir sind wie gelähmt und ändern weder unsere Ökonomie noch unsere Lebensweise. Wir tun nicht, was

wir wissen. Das kann man *ökologisches numbing* nennen, Gewöhnung an den Untergang unserer Lebenswelt in Zeitlupe. Nichts beschleunigt eine Katastrophe so sehr wie gelähmtes Nichtstun.

Wir wissen nicht, ob die Menschheit ihr selbstgemachtes Schicksal überleben wird und sich aus dieser Selbstmordfalle befreien kann. Das ist auch gut so: Wüssten wir, dass wir nicht überleben können, würden wir nichts mehr dagegen tun. Wüssten wir, dass wir überleben werden, würden wir auch nichts tun. Nur wenn die Zukunft für beides offen ist, sind wir genötigt, hier und heute das Notwendige zu tun, um die auf uns alle kommende Not zu wenden. Weil wir nicht wissen können, ob und wie lange die Menschheit überleben kann, müssen wir heute so handeln, als ob von uns heute die Zukunft der Menschheit abhinge und darauf vertrauen, dass uns und unseren Nachkommen das Leben gelingen kann.

Aber muss das Menschengeschlecht überhaupt überleben? So könnte man zynisch fragen. Sind nicht auch die Dinosaurier gekommen und verschwunden?

5 Die Existenzfrage: Ob eine Menschheit sein soll oder nicht?

Es gibt heute mehr als 6 Milliarden Menschen auf der Erde. Die Erde könnte auch unbewohnt sein. Sie hat die längste Zeit ohne Menschen gelebt und wird wohl auch noch Millionen Jahre leben, falls das Menschengeschlecht einmal aussterben sollte. Sind wir nur zufällig da oder liegt es im Bauplan der Evolution, dass wir erscheinen sollten? Hätte die Natur ein „starkes anthropisches Prinzip“, dann könnten wir uns „At Home in the Universe“ fühlen, wie der Buchtitel von Stuart Kauffman verspricht. Aber ein solches starkes anthropisches Prinzip ist nicht nachweisbar.

Suchen wir auf unsere Existenzfrage eine Antwort im Universum, werden wir bei der traurigen Feststellung von

Steve Weinberg landet: „The more the Universe seems comprehensible the more it also seems pointless“. Das Schweigen des Weltraums und die Kälte des Universums können Menschen in tiefe Schwermut versetzen. Jedenfalls sagen uns weder die Sterne noch die Gene, ob eine Menschheit da sein soll oder nicht. Wie aber können wir das Leben lieben und unser Dasein bejahen, wenn wir zuletzt nur ein Zufallsprodukt der Natur sind, im Grunde überflüssig und belanglos für den Lauf der Welt, möglicherweise sogar nur eine kleine Fehlentwicklung in der Evolution? Gibt es dann eine „Pflicht zum Dasein“ und eine „Pflicht zur Zukunft“, wie Hans Jonas sagte, der diese Existenzfrage des Menschseins ernst genommen hat? Gibt es auf sie keine Antwort, dann bleibt jede Kultur des Lebens im Grunde ungewiss und steht auf schwankendem Boden.

II. Eine Kultur des gemeinsamen Lebens Wachsen die Gefahren schneller als das Rettende?

1 „Mit der Bombe leben“

Obamas Traum von einer „Welt ohne Kernwaffen“ ist nur ein Traum. Niemand rechnet damit, dass die Menschen eines Tages wieder unfähig werden, das zu tun, was sie jetzt tun können. Wer die Formel der Weltvernichtung einmal gelernt hat, kann sie nicht mehr vergessen. Seit Hiroshima 1945 hat die Menschheit ihre „atomare Unschuld“ verloren.

Zur Zeit des Kalten Krieges haben wir so gedacht:

Negativ: Hiroshima hat auch die Qualität der menschlichen Geschichte verändert: Unsere Zeit ist zur befristeten Zeit geworden. Der Kampf um das Überleben der Menschheit wird zum Kampf um die Zeit. Wir können unsere Zeit des möglichen Endes verlängern, indem wir dem Frieden immer neue Zeitfristen schaffen. Das Bemühen um Aufschub des Endes ist ein permanenter Kampf um das Überleben, ein Kampf ohne

Sieg, im besten Fall ein Kampf ohne Ende. Wir und alle kommenden Generationen fristen das Leben unter dem Damoklesschwert der Bombe. Das aber heißt: Leben versteht sich nicht mehr von selbst, Leben wird zur ersten Aufgabe der politischen Kultur. Das ist ein neues Leben: ein Leben trotz der atomaren Bedrohung, ein Leben gegen den Tod.

Positiv: Aber das nukleare Zeitalter ist auch das erste gemeinsame Zeitalter der Völker. Aus den vielen verschiedenen Traditionen der Völker ist seit Hiroshima die eine, gemeinsame Weltgeschichte der Menschheit geworden. Die Völker treten in das erste gemeinsame Zeitalter der Menschheit ein, weil sie alle zum Opfer werden können. In dieser Situation ist ein Überleben nur denkbar, wenn die Völker sich zu einem kollektiven Handlungssubjekt für das Überleben zusammenschließen. Nur die Internationale Gemeinschaft der Nationen kann eine solche Sicherheitspartnerschaft organisieren und damit einer transnationalen Vereinigung der Menschheit auf dem Boden der Menschenrechte den Weg bereiten.

Die lebensrettende Vereinigung der Menschheit im Zeitalter der nuklearen Bedrohung verlangt nicht zuletzt die Relativierung aller Einzelinteressen der Nationen und der Religionen auf das gemeinsame Interesse am Leben. Das ist der realistische Grund für die Forderungen nach Toleranz und der Anerkennung des Anderen heute. Das ist aber auch der Grund für die notwendige Überwindung der Gewaltpotentiale in den verschiedenen Ideologien und Religionen.

Abschreckung und Vergeltung sichern heute den Frieden nicht mehr, weil sich Selbstmordattentäter nicht abschrecken lassen. Allein die Gerechtigkeit sichert einen dauerhaften Frieden. Es gibt keinen anderen Weg zum gemeinsamen Frieden als das gerechte Handeln und den gerechten Ausgleich.

Frieden, so hat man gesagt, ist nicht die Abwesenheit von Gewalt, sondern die Anwesenheit von Gerechtigkeit. Es folgt daraus, dass es keinen Frieden gibt, wo Unrecht und Gewalttat herrschen, auch wenn dort "Ruhe und Ordnung" erzwungen werden. Die Ausgaben für die "Sicherheit" wachsen bei denen,

die es sich leisten können, ins Unermessliche, wenn keine politische Gerechtigkeit den Frieden sichert. Nur mit Gewalt können Unrechtssysteme am Leben gehalten werden. Es gibt keinen Frieden, wo solche Gewalt herrscht, denn dort regieren Angst und Misstrauen. Gewaltsysteme sind auf Sand gebaut, sie sind nicht auf Dauer gestellt, ihre Tage sind gezählt.

Frieden ist kein Zustand, sondern ein Prozess, kein Besitz, sondern ein gemeinsamer Weg für den Abbau von Gewalt und den Aufbau von gerechten Strukturen.

2 Soziale Gerechtigkeit schafft sozialen Frieden

Die „Schere“ von Arm und Reich geht weiter auseinander, aber die Alternative zur Armut ist nicht Reichtum, die Alternative zu Armut und Reichtum ist Gemeinschaft. Man kann in Armut leben, wenn sie gemeinsam getragen wird, wie wir es in Europa in den Hungerjahren nach dem Krieg erfahren haben. Erst die Ungerechtigkeit macht die Armut zur Qual. Erst die Aufkündigung der Gemeinschaft durch Steuerflüchtlinge erregt den gerechten Zorn des Volkes. Sind alle in der gleichen Situation, dann hilft man sich gegenseitig. Hört aber die Gleichheit auf, weil die einen gewinnen und die anderen verlieren, dann endet auch die gegenseitige Hilfe. Mit der „Gemeinschaft“ meine ich hier sowohl die überschaubaren Solidargemeinschaften wie auch den inneren Zusammenhalt einer Gesellschaft in sozialer Ausgewogenheit und sozialem Frieden. Es sind zuletzt doch nicht die Fußballspiele, die eine Gesellschaft wirklich vereinigen. Erst die soziale Gerechtigkeit schafft nachhaltigen sozialen Frieden.

Jener Individualismus, der sagt: Jeder ist sich selbst der Nächste, jeder muss sehen, wo er bleibt, macht Menschen ohnmächtig. Die Fragmentierung der Arbeit in Zeitarbeit, Zeitverträge und Leiharbeit lähmt die Lebensplanungen der Betroffenen und zerstört ihre Zukunft. In Solidargemeinschaften aber werden Menschen stark und reich: reich an

Beziehungen zu Nachbarn und Freunden, Genossen und Kollegen, auf die man sich verlassen kann, also stark durch Anerkennungen und Wertschätzungen. Viele hilfreiche Aktionen sind aus solchen Gemeinschaften entstanden: Kindergärten, Kranken- und Altenpflege, Behindertenverbände und die Hospizbewegung. „Wettbewerb“ und „Konkurrenz“ sind starke Antriebskräfte, gewiss, aber nur im Rahmen eines gemeinsamen Lebens und d. h. nur in den Grenzen sozialer und ökologischer Gerechtigkeit. Es gibt Lebensbereiche, die nicht der ausufernden Marktlogik unterworfen werden dürfen, weil sie anderen Gesetzen folgen. Patienten sind keine „Kunden“ und Studenten sind keine „Konsumenten“ der Wissenschaften und Forschungen. Soziale Gerechtigkeit heißt in dieser Hinsicht auch: Alles an seinem Ort und Jedes zu seiner Zeit.

3 Ehrfurcht vor dem Leben

Wenn es in einem Lebenssystem, das eine menschliche Gesellschaft mit der umgebenden Natur verbindet, zu einer Krise im Sterben der Natur kommt, entsteht logischerweise eine Krise des ganzen Systems. Die „ökologische Krise“ ist eine solche Totalkrise. Sie ist darum nicht nur technisch lösbar, sondern fordert eine Umkehr auch der Einstellungen zum Leben, des Lebensstils und der Grundwerte und Überzeugungen.

Welche Grundwerte regieren unsere wissenschaftlich-technische Zivilisation? Es ist vorrangig der Wille, der zur Machtergreifung über die Natur führt. Erst die moderne Industriegesellschaft ist nicht mehr auf Harmonie mit den Kreisläufen und Rhythmen der Natur angelegt, wie es die Agrargesellschaften waren und sind, sondern auf Expansion und Fortschritt nach den eigenen Projekten der Menschen.

Der neue Anthropozentrismus verdrängte die alte Orientierung am Kosmos. Also wird die Natur der Erde zur „Umwelt“ der menschlichen Zivilisation gemacht und die Umwelten der

anderen Lebewesen werden in die menschliche Umwelt integriert. Nichts zerstört Natur so sehr wie ihre Reduzierung auf die „Umwelt“ der Menschen.

Die Krise der modernen Industriekultur verlangt im Bereich der Grundwerte und Überzeugungen eine Umkehr zur „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Albert Schweitzer) und zwar vor jedem einzelnen Leben und vor der großen Lebensgemeinschaft alles Lebendigen. An die Stelle der *Anthropozentrik* wird eine neue *Biozentrik* treten. Wir können nicht wieder zur alten Kosmosorientierung zurückkehren; das wäre romantisch, nicht realistisch. Aber wir können mit dem ökologischen Umbau der Industriegesellschaft beginnen und zu einer postindustriellen Gesellschaft kommen. Darin geht es um die naturverträgliche Integration der menschlichen Gesellschaft in die Lebensbedingungen der Erde. An Stelle des linearen Fortschritts von Produktion, Verbrauch und Abfall werden die Kreisläufe der erneuerbaren Energien und die Recycling-Ökonomie treten und Stabilität schaffen: Nur was wiederkehrt, vergeht nicht.

Die Earth-Charta von Rio de Janeiro 1992, 2000 weist in diese Zukunft des Lebens:

„Der Mensch ist ein Teil der Natur.
Alle anderen Lebensformen der Natur
sind vom Menschen zu achten
unabhängig von ihrem Wert für den Menschen“.

Das deutsche Tierschutzgesetz von 1986 machte einen Anfang und nennt die Tiere „Mitgeschöpfe“ der Menschen.

4 Das geliebte Leben in Zeiten der Gefahren

Menschliches Leben ist nicht nur eine Gabe des Lebens, sondern auch eine Aufgabe der Menschlichkeit. Sie anzunehmen und zu erfüllen fordert in den Zeiten des finalen Terrors besonderen Lebensmut. Das terrorisierte Bewusstsein lähmt den Lebenswillen und befördert den Rückzug in das private Leben oder in vermeintliche spirituelle Sicherheiten. Damit

wird jedoch der Weg für den Terror und für kommende Katastrophen frei gemacht. Es muss gelebt werden, es muss heute gegen den Terror und gegen die Bedrohungen gelebt werden! Das Leben, das eigene, das gemeinsame und das universale Leben muss gegen den universalen Tod gelebt werden. Wir stellen dafür einige Faktoren zusammen:

1. *Menschliches Leben muss bejaht werden*, denn es kann auch verneint werden. Ein Kind kann nur in einer Atmosphäre der Bejahung aufwachsen und gesund leben. Wird es als „ungewolltes Kind“ in eine Atmosphäre der Ablehnung geboren, verkümmert es seelisch und verkommt leiblich. Wenn es Bejahung erfährt, kann es sich selbst bejahen, und das ist lebensnotwendig. Was für ein Kind gilt, gilt für alle Menschen ihr Leben lang: Erfahren wir Annahme, Bejahung und Wertschätzung, dann werden wir in Leib und Seele zum Leben motiviert. Erfahren wir Ablehnung, ziehen wir uns zurück; erfahren wir schwere Kränkung, werden wir krank. Das fordert eine Selbstbejahung des Lebens heraus, die mit solchen Verneinungen fertig wird, weil das Ja zum Leben größer ist als jedes Nein gegen das Leben, denn es kann gegenüber den bloßen Verneinungen schöpferisch Neues hervorrufen.
2. *Menschliches Leben ist Teilnahme*. Es wird lebendig, wo es Anteilnahme erfährt und es bleibt lebendig, so lange es an anderem Leben teilnehmen kann. So lange du interessiert bist, bist du lebendig! Wir können leicht die Gegenprobe machen: Teilnahmslosigkeit führt zur Apathie und Apathie ist eine Krankheit zum Tode. Völlige Teilnahmslosigkeit ist ein ganz ungelebtes Leben, ein Sterben vor dem Leben. Das nannte man früherden „seelischen Tod“.

3. *Menschliches Leben ist durch das Streben nach Erfüllung bestimmt.* Aus diesem angelegten Streben gewinnt es seine Dynamik. Das ist „the pursuit of happiness“, wie es in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung heißt. Dieses Streben gehört zu den Menschenrechten und ist darum nicht nur privates, sondern öffentliches Recht jedes Menschen. Wir sprechen auch vom „erfüllten“, vom „sinnvollen“ und vom „guten Leben“ und meinen, dass die Potentiale menschlichen Lebens auf eine solche Weise öffentlich verwirklicht werden sollen, dass man das Leben ganz genießen kann. Wenn wir „the pursuit of happiness“ ernst nehmen und nicht nur unseren privaten Spaß haben wollen, treffen wir auf das massive Unglück und beginnen, daran zu leiden und mit den Unglücklichen zu schreien. Die *Compassion*, das ist das Leiden und die Mitleidenschaft des Lebens, die durch das massive Unglück in der Welt hervorgerufen werden, ist die Kehrseite des pursuit of happiness.

4. Damit komme ich zuletzt zu einem Grundsatz, den wir Hölderlins Freund aus den gemeinsamen Tübinger Stiftsjahren verdanken. Hegel schrieb 1807 in seiner „Phänomenologie des Geistes“ den denkwürdigen Satz: „Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes“. Bewusst gelebtes Leben ist ein geliebtes Leben, das die Widersprüche des Todes aushält und den Mut findet, sich in seinen Gefahren zu behaupten.

III. „Nah ist und schwer zu fassen der Gott“

Zum Schluss spricht der Theologe in mir:

- Soll eine Menschheit sein oder sind wir überflüssig?
- Gibt es eine Pflicht zum Überleben oder sind Leben und Tod egal?
- Sind wir in der Evolution des Lebens notwendig oder eine Fehlentwicklung des Lebens?
- Wozu sind wir auf der Erde?

Die Existenzfragen der Menschheit werden nicht erst durch rationale Argumente beantwortet, sondern schon durch vorrationale Gewissheiten oder Ungewissheiten. Diese Gewissheiten oder Ungewissheiten bestimmen die Interessen, die unsere Vernunft leiten.

„Schwer zu fassen ist Gott“, schrieb Hölderlin, doch nicht weil Gott so ferne von uns Menschen ist, sondern, wie er sagt: „Nah ist“ und darum „schwer zu fassen ist Gott“.

Was „nah“ ist, uns sogar näher, als wir uns selbst sind, ist von uns „nicht zu fassen“, denn dafür braucht es Abstand.

Werden wir jedoch von dieser Nähe Gottes „erfasst“, dann wissen wir die Antworten auf unsere Existenzfragen:

- In seinem ewigen JA zum Dasein bejahen wir unser wundbares Dasein dem Terror zum Trotz;
- in seiner ewigen Liebe lieben wir dieses bedrohte Leben und widerstehen seinen Verwüstungen;
- in seiner unfassbaren Nähe vertrauen wir auf das Rettende, auch wenn die Gefahren wachsen.

„Nah ist und schwer zu fassen der Gott.

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“.